



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tod und Auferstehung der Philosophie

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

scharf und vielfältig hervorgehobne Doppelseitigkeit der Aufgabe des Strafrichters, je nachdem ihm ein Schuldiger oder ein Unschuldiger gegenübersteht; je einseitiger heutzutage fast durchweg in Büchern und Aufsätzen kriminalistischen Inhalts lediglich die eine Aufgabe der Strafrechtspflege betont wird, nämlich die sachgemäße Verurteilung des Schuldigen mit möglichst wenigen Mitteln zu erreichen (ob dabei die andre Seite als selbstverständlich vorausgesetzt oder aber vergessen wird, kann manchmal zweifelhaft erscheinen), um so wohlthuernder berührt es einen, wenn Groß es „den höchsten Triumph des Strafrichters nennt, einem Unschuldigen den ehrlichen Namen zurückzugeben.“

(Schluß folgt)



## Tod und Auferstehung der Philosophie



achdem die Philosophen die Selbstzersehung des Christentums und die Naturforscher den Bankrott der Philosophie verkündigt haben, finden jetzt die Männer der Praxis, daß auch die Naturforschung die Rätsel des Daseins nicht zu lösen vermöge, und kehren entweder zum religiösen Glauben zurück, oder beschränken sich, alle metaphysische Grübeleie abweisend, auf die Kenntnis und Benutzung des unmittelbar Gegebenen. Und insofern zu diesem Gegebenen auch alles gehört, was die Wissenschaften an zuverlässigem Wissensstoff darbieten, kann aus diesem Stoff eine neue, eine positivistische Philosophie aufgebaut werden. Zwei unter sich sehr verschiedene Vertreter dieser Richtung sollen hier den Lesern vorgeführt werden.

Dr. Heinrich von Schoeler hat das Ergebnis seiner zehnjährigen Studien zu einem starken Bande (677 Seiten Großoktav) verarbeitet: Kritik der wissenschaftlichen Erkenntnis. Eine vorurteilslose Weltanschauung. (Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1898.) Daß er ganz vorurteilslos sei, kann man ihm nicht zugestehn, denn wie er erzählt, ist er zu seinen philosophischen Studien durch ein trauriges Ereignis veranlaßt worden, das ihn in eine pessimistische Stimmung versetzt hat. Dem Kreise junger Mediziner, in dem er vor etwa fünfzehn Jahren in Neapel lebte, gehörte ein adlicher Jüngling an, der seinem unstillbaren Forschungsdrange allen Lebensgenuß und die Gesundheit opferte und nach bestandner Prüfung tot zusammenbrach. Am Tage vorher hatte er seinem Freunde Schoeler gestanden: „Die Wissenschaft hat meine Erwartungen betrogen und meinen Durst nach Wahrheit nicht gestillt;

sie gewährt keinen Aufschluß über die Rätsel des Daseins; sie ist das Opfer nicht wert, das ich ihr gebracht habe.“ Dieses Ereignis hat einen tiefen Eindruck in Schoeler hinterlassen, und unter diesem Eindruck hat er das wissenschaftliche Material für das vorliegende Werk gesammelt, das den Zweck verfolgt, den Wahn zu zerstören, als könne die Naturforschung das Wesen der Welt ergründen, den nur relativen Wert aller Wissenschaft — und auch der Religion — nachzuweisen, die Männer zu ihren nächsten Pflichten: denen gegen ihre Familien, zurückzurufen, und der studierenden Jugend ein besseres Los zu bereiten, sie von einem Schuldrill zu befreien, der den Knaben „das Blut aus den Wangen saugt und das Licht aus den Augen stiehlt,“ der den Sinn für das Ideale, namentlich für das Schöne, in ihnen ertötet und sie oft fürs praktische Leben unfähig macht.

Einer Übersicht über die Hauptgedanken des Werks sei die Bemerkung vorausgeschickt, daß es ein sehr nützliches Buch ist, da es sehr viel positiven Wissensstoff enthält, beinahe eine Encyclopädie der Philosophie und der Naturwissenschaften genannt werden kann. Schoeler mustert die philosophischen Systeme durch und kritisiert sie mit großem Scharfsinn. Selbstverständlich erweisen sie sich ihm alle als unhaltbar. Nur die Grundgedanken des Leibnizischen erklärt er für annehmbar. An Schopenhauer findet er verdienstlich, daß er die Energie als den Kern der Welt erkannt habe; die Bezeichnung Wille für den blinden Werdedrang und das unbewußte Streben sei freilich falsch; nur ein bewußtes Streben dürfe Wille genannt werden. Mit Nietzsche verfährt er sehr streng; er findet ihn in allem, namentlich in seinem Toben gegen die Moral, geisteskrank und weist seinen Übermenschen mit Entrüstung zurück. „Den Kampf ums Dasein schonender zu gestalten, das sei die Parole der Zukunft! Schiffbrüchige auf demselben Fahrzeug, wollen wir lieber zusammen untergehn, als uns gleich wilden Tieren zerreißen. Gewiß! In einer Welt voll Egoismus, Hinterlist und Bosheit wäre es das Klügste, mit den Wölfen zu heulen und kein Mitleid zu zeigen, weil man selbst auf keins zu hoffen hat. Was den redlichen Menschen abhält, so zu denken und zu handeln, das ist die Achtung vor sich selber und das Vernunftideal, das ihm vorschwebt, das große »Vielleicht«, das in der Unbegreiflichkeit des Daseins liegt.“

Der umfangreichste Teil des Werks ist nun eben dem Nachweis gewidmet, daß die Naturwissenschaften am wenigsten sich rühmen können, das Dasein begreiflich gemacht zu haben. Zunächst sei die von Kant begründete Ansicht der Idealisten richtig, daß es gar nicht die Dinge sind, die wir erkennen, sondern nur unsre eignen Bewußtseinszustände, und daß wir äußere Dinge als Ursachen dieser Bewußtseinszustände nicht wahrnehmen, sondern nur hinzudenken. Damit ist, meint er und meine ich mit ihm, die Möglichkeit, daß die Naturforschung einen höhern Grad von Gewißheit gewähren könne als die Durchforschung unsers eignen Seelenlebens, von vornherein ausgeschlossen. Was

sicherlich da ist, das ist unser eignes Bewußtsein. Wie körperliche Dinge da sein können ohne Geister, die sie wahrnehmen, ist die unbegreiflichste aller Unbegreiflichkeiten, und wenn wir nicht mit den konsequenten Idealisten das Dasein der Körperwelt leugnen, so ist es nicht die Philosophie und am wenigsten die Naturwissenschaft, was uns davon abhält, sondern eine vom gesunden Leben unzertrennliche Empfindung, die der Engländer *common sense* nennt, und für die wir nur die nicht ganz zutreffende Bezeichnung gesunder Menschenverstand haben. Der Forscher mag also, auf dieses Gemeingefühl gestützt, immerhin die Wirklichkeit dieser Masse von Erscheinungen annehmen, die wir die Natur nennen. Was er aber darin erforscht, das ist wiederum nicht das Wesen, nicht die Entstehungsurache, nicht der innere Zusammenhang der Erscheinungen, dessen Erkenntnis ihn befähigen würde, den Naturprozeß nachzuahmen und ein Naturwesen zu erschaffen, sondern nur die Reihenfolge der Erscheinungen, die, wenn sie in vielen ähnlichen Fällen gleich bleibt, zu der Erwartung berechtigt, daß sie in allen Fällen dieselbe sein werde, womit wir dann ein Naturgesetz gewonnen haben. Das Wort *Kraft* erklärt nichts, sondern bezeichnet nur die unbekannte Ursache, die zum Ablauf einer Reihe von Erscheinungen den Anstoß giebt. Dem Nachweis dieser engen Begrenzung der Thätigkeit des Forschers schickt der Verfasser den Ausspruch des Physikers Kirchhoff voraus: „Aus diesem Grunde (nämlich der Dunkelheit der Begriffe *Kraft* und *Ursache*) stelle ich es als die Aufgabe der Mechanik hin, die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen zu beschreiben. Ich will damit sagen, daß es sich darum handelt, anzugeben, welches die Erscheinungen sind, die stattfinden [und, was die Hauptsache ist, in welcher Reihenfolge sie verlaufen], nicht aber darum, ihre Ursachen zu ermitteln.“ Und er meint, daß für die Erklärung aller Lebenserscheinungen gelte, was der Anthropologe Ranke von den Vererbungstheorien sagt: „daß sie nichts weiter sind als eine Umschreibung des alten Rätsels, das sie zu lösen vorgeben, indem sie diese Lösung in die ewige Vergangenheit und in die unendliche Kleinheit zurückschieben, wo alle unsre Begriffe aufhören.“ Der Selbstbetrug, dem die Naturforscher zu unterliegen pflegen, werde ihnen durch die Terminologie erleichtert. Es gelte auch von den heutigen, was Locke von den ältern gesagt habe: „Unbestimmte und nichtsagende Redensarten, zu denen die Sprache gemißbraucht wird, gelten schon so lange für Mysterien der Wissenschaft, schwer verständliche oder falsch angewandte Ausdrucksweisen, die nur wenig oder gar keinen Sinn haben, haben sich durch Verjährung ein solches Recht erworben, für Wunder von Gelehrsamkeit und Weisheit zu gelten, daß es nicht leicht sein wird, die, die sich ihrer bedienen, und jene, die sie hören, davon zu überzeugen, daß sie nichts andres sind, als ein Denkmal der Unwissenheit und ein Hemmnis der wahren Einsicht. Dieses Allerheiligste der Eitelkeit und Unwissenheit erbrechen, das heißt der menschlichen Erkenntnis einen wirklichen Dienst erweisen.“

Schoeler selbst aber schreibt nach einer Übersicht über die Errungenschaften der modernen Medizin, die Verlegenheit der Wissenschaft verrate sich besonders durch die Namen, mit denen sie die verschiedenen von ihr nicht durchschauten krankhaften Prozesse bezeichne; sie seien meistens bildlich und daher von zweifelhaftem wissenschaftlichem Wert. Viele dieser Bezeichnungen würden dem Tierreich entnommen, wie Krebs, Gelenkmaus, Wolf, Pferdefuß; andre der Küche, wie Sagomilz, Reiskörnchenbildung, Speckleber, Himbeerzunge. Dann müßten oberflächliche Ähnlichkeiten herhalten, wie bei der Landkartenzunge und dem Schwimmhosenetzem, der Klarinettenschnabelfraktur und der Schuhzweckenleber. Endlich nenne man die Krankheit auch nach dem Beruf, in dem sie sich der Patient zugezogen hat: Bäckerbein, Hausmädchenknie, Schornsteinfegerkrebs usw. Und er fährt fort: „Wahrhaft ungeheuer ist das Arsenal der Terminologie, die täglich anwächst, da sich jeder Autor für berechtigt, ja für verpflichtet hält, neue, womöglich recht barbarische Ausdrücke zu erfinden. Was wäre überhaupt die medizinische Wissenschaft ohne ihren gelehrten Jargon? Ihr Nimbus dem Laien gegenüber beruht darauf, wie die Wirkung der meisten Heilmittel auf der Suggestion: man kann ohne Übertreibung sagen, das Rezept hilft, nicht die Medizin. Was würde der Kliniker ohne sein geliebtes Trauma, ohne die dehnbaren Begriffe der Neurose, der trophischen, vasomotorischen, funktionellen Störung, der rheumatischen Affektion, der bazillären Infektion und Intoxikation, der Stoffwechselanomalie, der Cachexie, Hysterie, Neurasthenie wohl anfangen? Würde der Laie, wie wenig mit allen diesen klangvollen Ausdrücken erklärt wird! Aber das Prestige eines durch die Tradition geheiligten gelehrten klingenden Wortes ersetzt den bestimmten, klaren Begriff, und wenn nur das Wort nach Wissenschaft schmeckt, das heißt aus dem Lateinischen oder Griechischen stammt, so giebt man sich zufrieden. Bei dem Worte Erkältung rümpft der Vollblutmediziner die Nase, aber z. B. eine Hämoglobinurie a frigore nimmt er anstandslos hin; und wollte man irgend ein Leiden auf eine Verletzung zurückführen, so würde das seinen Unwillen erregen, aber wenn es »durch ein Trauma bedingt« ist, dann ist's freilich etwas andres.“

Es gehöre der plumpe unphilosophische Geist der meisten modernen Naturforscher dazu, sich der Einsicht in die Lebensvorgänge zu rühmen. Die ältern hätten gewußt, daß nicht die Körperwelt, sondern der Geist das sei, wovon wir etwas Gewisses wissen, daß es ohne Philosophie gar keine Naturwissenschaft geben könne, und Laplace nenne alle Physiker, Astronomen und Mathematiker Philosophen. Die ganze moderne Physik und Chemie ruhe auf der spekulativ gefundenen unbeweisbaren Annahme von Atomen, deren Begriff ein Widerspruch sei und jetzt der Ostwaldschen Energie Platz mache, sodaß der Materialismus in Energetik, in die Leugnung der Stofflichkeit der Körperwelt, umzuschlagen im Begriff stehe.

Auch innerhalb der oben angegebenen engen Grenzen bleiben nach Schoeler

die Leistungen der Naturwissenschaften so bescheiden, daß uns bei jedem Schritt vorwärts nur immer klarer wird, wie wenig wir wissen, und daß sich mit jeder Eroberung das Gebiet des Unbekannten in stärkerem Maße zu vergrößern scheint als das des Aufgehellten. Mit der Aufzählung dessen, was wir noch nicht wissen, füllt er etwa sechzig Seiten. Was wir noch nicht wissen in dem angegebenen Sinne, nämlich ob eine Erscheinung dem mechanischen, dem chemischen oder dem physiologischen Gebiete angehört (wobei diese Worte wieder nur Bezeichnungen in der Erscheinungsform verschiedener, in ihrem Wesen aber unerforschter Veränderungsweisen sind), und an welche Stelle einer Kette von Veränderungen sie einzureihen sind. Ich greife aus dieser interessanten Aufzählung aufs geratewohl eine Probe heraus. „Giebt es spezifische Schmerznerven, oder kann jeder Nerv die Schmerzempfindung verursachen? Wir wissen es nicht. Ist die Schmerzempfindung im Gehirn lokalisiert, oder kann sie in jedem seiner Teile zu stande kommen? Auch das wissen wir nicht. Ludwig verlegt ihren Sitz in die Medulla oblongata, Ferrier in den Gyrus fornicatus, andre in den Gyrus Hippocampi usw. Was die Muskelphysiologie anbetrifft, so tappen wir auch hier in tiefer Finsternis umher: das Grundproblem, die Kontraktion des Muskels, ist unaufgeklärt, die mechanischen und dynamischen Prozesse, durch die sie zu stande kommt, sind uns unbekannt. Besonders dunkel ist die Tatsache, daß sich die willkürlichen Muskeln nach Überanstrengung vollständig erholen, während der Herzmuskel dadurch oft dauernd in seiner Leistungsfähigkeit herabgesetzt wird. Unaufgeklärt ist auch die Anordnung der Schichten der quergestreiften Muskeln und ihre physiologische Bedeutung. Überhaupt ist der physiologische Zweck der verschiedenartigen Struktur der Muskeln unbekannt. Auch wo sich die fünf Muskeleiweißstoffe, das Myosin, Paramyosin, Muskelalbumin, Serumalbumin und Syntonin aufhalten, ist unbekannt. Besonders dunkel ist die Entstehung des Muskelzuckers, auch ist es neuerdings wieder fraglich geworden, ob das Glykogen oder das Eiweiß die Hauptquelle der Muskelkraft ist.“ Das wäre eine reichliche halbe von den sechzig Seiten! Der Fortschritt erscheint um so bescheidner, als schon die Alten den Grund zum heutigen Bau der Naturwissenschaften richtig gelegt und auch viele wichtige Einzelheiten entdeckt haben. Die Aufzählung ihrer Leistungen bei Schoeler wird solche, die geringschäßig von ihrer Naturerkenntnis denken, eines bessern belehren; die Griechen haben in den siebenhundert Jahren von Homer bis Aristoteles einen weitem Weg zurückgelegt als die heutigen Völker, die doch noch dazu die Schriften der Alten benutzen konnten, in den tausend Jahren von der Völkerwanderung bis Kopernikus.

Aus alledem zieht Schoeler den Schluß: „Das wirkliche Fortschreiten der Erkenntnis ist ein außerordentlich langsames, kaum merkliches und vielleicht nur illusorisches. Es besteht eigentlich nur in einer immer schärfern, raffinierteren Fassung aller wissenschaftlichen Fragen, in einer immer komplizierteren

Handhabung derselben und in einer immer deutlicheren Einsicht in ihre Unbeantwortbarkeit: denn wo wir meinen, Probleme zu lösen, da stoßen wir nur auf neue, tiefer gelegene und unentwirrbarer verschlungne Rätsel.“ Das ist richtig, sofern man als Ziel der Wissenschaft die Ergründung der Geheimnisse des Daseins hinstellt. Aber die Wissenschaft hat auch praktische Zwecke, und denen dient sie mit Erfolg, wie Schoeler nicht leugnet. Außerdem hat sie durch Mikroskop, Teleskop und chemische Analyse die Mittel geliefert, in die Welt des unendlich Großen, des unendlich Kleinen und in die innern Veränderungen der Körper Blicke zu thun. Wir überschauen daher eine ungeheure Menge von Erscheinungsreihen, die den frühern Geschlechtern verschlossen waren, und es ist natürlich, daß damit auch die Menge des Unbekannten wächst, d. h. die Menge dessen, von dem wir jetzt wissen, daß es vorhanden sein muß, das uns aber vorläufig nicht sichtbar wird; denn wenn ein bisher unbekanntes Gebiet von Erscheinungen aufgedeckt wird, so wissen wir auch, daß diese Erscheinungen unter sich zusammenhängen müssen, aber wir wissen nicht sofort, wie sie zusammenhängen; das bleibt zu erforschen, und da die Ergründung möglicherweise nicht gelingt, so wächst also mit jeder Entdeckung notwendig auch das Gebiet des erst noch zu Entdeckenden und des gänzlich Unerforschlichen.

In der Kritik der Naturwissenschaften ist also Schoeler mit der vollständigen Ausrüstung des Fachgelehrten zu demselben Ergebnis gekommen, wie ich mit meinem dilettantischen Wissen, und Leser des ganzen Buchs, die meine Schriften kennen, werden finden, daß wir auch in den Einzelfragen, z. B. in Beziehung auf die Probleme der Materie, der Wechselwirkung zwischen Seele und Gehirn, der Vererbung der Hauptfache nach übereinstimmen. Noch merkwürdiger ist unsre Verwandtschaft im Positiven, allerdings nur in einer Hälfte des Positiven. Auch Schoeler gründet seine Weltanschauung auf Leibniz und Locke. Obwohl wir nicht wissen, was Materie, was Seele ist, hält er es doch für wahrscheinlich, daß Körper und Geist nur zwei verschiedene Erscheinungsformen derselben Substanz sind, daß diese eine Substanz in einem Universum punktueller Einheiten, Monaden, lebt, und daß die Tiere, den Menschen eingeschlossen, Monadenstaaten oder Monadenreiche sind, deren beherrschende Zentralmonade er mit dem guten alten Worte Seele bezeichnet. Er tadelt die heutige Manie, gute alte Worte durch neue Kunstausdrücke zu ersetzen; mit jenen gehe oft ein Stück Erkenntnis verloren. So habe der deutsche Sprachgeist mit dem Worte Seele schon lange vor Leibniz dessen großen Gedanken ausgesprochen. Denn dieses Wort hänge mit See zusammen. See aber bedeute das jeine Umgebung Widerspiegelnde und zugleich das aus der Tiefe Quellende, Wogende und Flutende. Die Seele aber sei einerseits Spiegel der Welt, andererseits die Schöpferkraft, die die Welt und das Leben hervorbringe. Den Sitz der Zentralmonade vermutet er im verlängerten Mark, dessen Ver-

legung bekanntlich den augenblicklichen Tod zur Folge hat, nicht im Großhirn; dessen Zerstörung stoße nur den erwachsenen Menschen auf die Stufe der Kindheit zurück; es sei demnach nicht Sitz der Seele, sondern nur der Schauplatz ihrer höchsten Bethätigungen und der Apparat, den sie sich für diese geschaffen habe.

Auch in der Lehre von den geistigen Werten gehe ich noch ein gutes Stück mit Schoeler zusammen. Er leugnet den Fortschritt in dem gewöhnlich angenommenen Sinne. Die Geschichte der Wissenschaften sei zu einem großen Teil nur eine Geschichte der menschlichen Irrtümer. „Anfangs stets mit Gunst aufgenommen, wurden die glänzendsten Theorien und Hypothesen zumeist von den nachfolgenden Generationen bekämpft und widerlegt, um neuen, kühnern Platz zu machen, die bald dasselbe Schicksal ereilte. . . . Komplizierter ist unser Wissen, raffinierter unsre Kultur geworden; aber stehn beide auf einer höhern Stufe als die des Altertums? Nein, Poesie und Kunst reichen noch heute nicht an die antiken Vorbilder heran, Philosophie und Naturwissenschaft tappen noch auf den dunkeln Wegen der jonischen Naturphilosophie herum, und ungelöst wie im Altertum liegt das soziale Problem vor uns, ja der Klassenhaß hat sich eher verschärft, und die Statistik der Verbrechen zeigt eine ungünstige Prognose für die Zukunft.“ Die Frage nach dem Nutzen, den die Wissenschaft der Menschheit bringe, müsse demnach im allgemeinen negativ beantwortet werden; nur einzelne Vorteile von untergeordneter Bedeutung habe sie uns verschafft, z. B. eine bessere Gesundheitspflege. (Den Hauptvorteil, daß der Fortschritt der Technik einer größern Anzahl von Menschen das Leben ermöglicht, übersieht er; für den Pessimisten bedeutet das freilich keinen Vorteil, sondern nur eine Vermehrung des Unheils!) Sehr richtig bemerkt er: „Im Grunde ist es für unser Schicksal gleichgiltig, ob wir 10,50 oder 90 Kilometer in der Stunde zurücklegen, ob unsre Hemden mit der Nähnadel oder mit der Nähmaschine „konfektioniert“ werden, und ob uns eine erschütternde Trauerbotschaft durch den Telegraphen und das Telephon oder brieflich übermittelt wird. Auch wird der oft so herbe Schmerz des Daseins nicht gemildert durch das Wissen, daß die Luft aus etwa 79 Teilen Sauerstoff, 21 Teilen Stickstoff, 0,0003 Teilen Kohlenäure, sowie Ammoniak, allerhand Gasen und Wasserdampf zusammengesetzt ist, und daß zwischen dem Merkur und der Sonne der von Leverrier vorausberechnete und von Lescarbault und Watson auf der Sonnenscheibe gesehene Planet Vulkan kreist.“ So habe sich die Wissenschaft sowohl den Rätseln der Welt wie den Leiden des Lebens gegenüber machtlos erwiesen. Soweit die Wahrheit, d. h. die Wirklichkeit erkannt werde, sei diese Erkenntnis kein Gut, denn das, was sie entschleierte, sei ernst und traurig. „Da uns also das Ideal des Wahren das Glück, auf das wir ein natürliches Unrecht haben, nicht verleiht, so müssen wir einen Ersatz in den Idealen des Schönen und Guten suchen. Wir müssen uns eine äußere und innere Ideal-

welt erschaffen, an der sich Auge und Gemüt erfreuen können, soll uns das Dasein nicht unerträglich werden; ein Paradies der Phantasie und des Herzens, in das wir uns flüchten, und aus dem wir nicht vertrieben werden können.“

Das Paradies der Phantasie sei die Kunst, und das Paradies der Seele sei das sittliche Ideal, die Pflichterfüllung, die uns den Frieden des Herzens gebe. „Die Kunst ist der Traum der Menschheit von einer bessern Welt, in der es keinen Schmerz und kein Leiden giebt, und das Schöne ist nur der verklärende Schimmer, den die beglückte, harmonische Stimmung unsers Gemüths auf die Natur wirft.“ Hier, wie weiter oben schon einmal, tritt der Punkt hervor, wo sich unsre Wege scheiden, denn ich halte die mit dem Schönen gegebne Vorstellung von einem vollkommenen Dasein für keinen bloßen Traum. Schoeler leugnet den persönlichen Gott; das ist sein zweites Vorurteil; oder vielmehr es ist das Grundvorurteil, aus dem das andre, der Pessimismus, mit Nothwendigkeit hervorgehn mußte. Daß das Dasein Gottes nicht im strengen Sinne des Worts bewiesen werden kann, darüber ist die gelehrte Welt seit Kant im klaren. Aber Schoeler irrt, wenn er schreibt: „Der wahre Grund, weshalb die Vernunft verleitet wird, sich das Gotteswesen persönlich zu denken, ist dieser: weil wir uns wirkliche Einheit der Erscheinungen nur in einem Verstande denken können und folglich bestrebt sind, dieselbe durch Personifikation zur höchsten uns faßlichen Intelligenz, zur Individualität zu erheben.“ O nein! Nicht weil wir uns die Einheit der Erscheinungen nicht außerhalb eines Verstandes denken könnten, stellen wir uns Gott als eine Persönlichkeit vor — ist doch die Einheit der Erscheinungen ein ganz künstlicher Begriff, der dem gemeinen Manne fern liegt —, sondern weil wir uns den Verstand und die übrigen Lebensäußerungen des Geistes nicht anders als bewußt denken können. Intelligenz, Schönheits Sinn, Liebe, Gerechtigkeitsgefühl, sie sind einmal da. Woher stammen sie? Selbst gemacht haben wir sie uns nicht; wir vermögen nicht einmal eine Zelle unsers Leibes zu machen (auch Schoeler schreibt: „Der Mensch hat Mittel erdacht, Tausende von Leben zu vernichten, aber er kann kein einziges keimfähiges Samenkorn hervorbringen“), wie sollten wir unsern Verstand oder unsre Liebe machen können? Alles das ist ohne unser Zuthun, ohne unser Bewußtsein geworden, aber vorhanden ist unser geistiger Teil nicht ohne Bewußtsein. Wörter wie Verstand, Liebe, Gerechtigkeit verlieren ihren Sinn, sobald wir versuchen, das Bewußtsein von ihnen hinwegzudenken. Woher also stammen diese geistigen Erscheinungen? Sie haben sich entwickelt, sagt man uns. Es kann sich aber nichts aus einem Dinge herauswickeln, was nicht schon vorher drin gesteckt hat. Steckt Wissensdrang, Liebe, Gerechtigkeit, Schönheits Sinn in einem Molch oder in einem Beuteltier? Wir haben nichts dagegen, wenn man uns sagt: Gott hat den Menschen nicht aus einem Erdenkloß erschaffen, sondern chemische Elemente

sind durch eine uns unbekannte Ursache in der Urzeit zu lebendigen Zellen vereinigt worden, die Zellen sind zu Organismen verschmolzen, die einfachen Organismen haben durch Verbindung, Teilung, Anpassung, Vererbung, Mischung allerlei Veränderungen erlitten, und auf diesem Wege immerwährender Abänderung sind im Verlaufe von Millionen oder vielleicht auch Billionen Jahren aus Urthierchen Molche, aus Molchen Beuteltiere, aus Beuteltieren Affen, aus Affen Menschen, d. h. menschliche Leiber, geworden. Wir haben also nichts dagegen einzuwenden, daß das irdische Organ des Geistes, der Menschenleib mit seinem Gehirn, durch Entwicklung geworden sei. Was wir als absurd ablehnen, ohne es wissenschaftlich widerlegen zu können (wie denn auch das zu Widerlegende nicht wissenschaftlich bewiesen werden kann), ist zweierlei: daß dieser Entwicklungsprozeß vor sich gegangen sei, ohne daß er in einer bewußten Intelligenz konzipiert und von dem dieser Intelligenz zur Seite stehenden Willen gewollt, in Gang gebracht und geleitet worden wäre, und zweitens, daß der Geist in der Materie auf irgend einer ihrer Entwicklungsstufen enthalten, der Molch also oder die Wechselwirkung zwischen einer beliebigen Anzahl von Molchen der zureichende Grund für das Dasein Newtons, Goethes, des Apostels Paulus oder auch nur eines ganz gewöhnlichen guten, rechtschaffnen und verständigen Menschenkindes sei.

Wenn sich die Gläubigen gegenüber der Forderung, man möge den Erfahrungsbeweis für das Dasein Gottes erbringen und möge außerdem nachweisen, wie eine unendliche Person gedacht werden könne, auf die Unzugänglichkeit und Unerforschlichkeit des höchsten Wesens berufen, so glaubt ihnen Schoeler diese „letzte Rückzugslinie“ durch eine Bemerkung Kants abschneiden zu können. Kant meint, da Gott eine Idee unsrer Vernunft, ein Geschöpf unsrer Vernunft sei, so könne man ihn nicht unerforschlich nennen. Das ist ein Sophisma. Unsrer Vorstellung von Gott ist freilich nicht unerforschlich, sondern vollkommen klar und dabei in jedem anders, denn natürlich stellt sich ihn jeder nach dem Maße seiner Erkenntnis vor, und in diesem Sinne ist jeder der Schöpfer seines Gottes. Aber damit ist doch nicht gesagt, daß die Weltursache erforschlich wäre. Der Physiker glaubt, daß am Anfange jeder Reihe von Erscheinungen eine Ursache stehe, die er mit Worten wie Gravitation, organische Kraft, Elektrizität oder sonstwie bezeichnet, aber er weiß nicht, was das mit diesen Worten bezeichnete ist. Den Begriff, den er sich von dieser Ursache gemacht hat, durchschaut er; folgt daraus, daß das, was er nicht durchschaut, und was eben die Hauptsache, die wirkliche Ursache der Erscheinungen ist, nicht vorhanden sei? So sagen wir: der zureichende Daseinsgrund für den Menscheng Geist kann nur ein höchster Geist sein, und Geist kann anders als bewußt nicht gedacht werden. Demnach bilden wir den Begriff: unendlicher Geist. Diesen Begriff durchschauen wir, aber daraus folgt nicht, daß wir den unendlichen Geist selbst durchschauen müßten.

Daß Kant den theoretisch vernichteten Gott durch das Hinterpförtchen der praktischen Vernunft wieder einschmuggelt, erklärt Schoeler für überflüssig, da die Moral Gottes nicht bedürfe. Das ist insofern richtig, als die Empfindungen der Liebe und Gerechtigkeit und die übrigen sittlichen Triebe vom Glauben an Gott unabhängig sind. Es giebt Menschen ohne religiöses Empfinden, sogar bewußte Atheisten, die von Menschenliebe und von Eifer für die Gerechtigkeit glühn, und unter den Gläubigen und den Frömmern ist die Zahl der Lieblosen, Ungerechten und sonst Unmoralischen zu allen Zeiten sehr groß gewesen. Also die Liebe und das Pflichtgefühl an sich hängt vom Glauben nicht ab; wohl aber hängt davon die Art der Bethätigung der Liebe ab. Wir können einem Unglücklichen gegenüber das tiefste Mitleid empfinden, und der Gedanke: du bist verpflichtet, diesem Unglücklichen zu helfen, kann uns aufs äußerste peinigen, aber eine noch so große Stärke und Lebhaftigkeit dieser edeln Empfindungen sagt uns nicht, wie wir helfen sollen; und sehr oft hängt die Entscheidung darüber von unsrer Weltansicht ab. Es wird nicht überflüssig sein, wenn ich wiederhole, was ich bei einer frühern Gelegenheit über diesen Punkt gesagt habe. Einen unheilbar Kranken, der sich selbst den Tod wünscht, einen unrettbar Elenden, einen Leibes- und Seelenkrüppel, ein blödsinniges Kind, eine Mißgeburt, auch schon ein gesundes Kind, das in der Gasse geboren ist und voraussichtlich in der Gasse endigen wird, irgend ein solches Geschöpf leben zu lassen, oder ihm gar mit künstlichen Mitteln das Leben zu verlängern, das hat nur dann einen Sinn, wenn man an ein Jenseits glaubt, wo der hienieden Glende nach dem Maße der erlittenen Leiden entschädigt und seine verkrüppelte Seele gerade, ganz und gesund gepflegt werden wird. Glaubte man nicht an Gott und an die persönliche Unsterblichkeit der Menschenseele, so gebietet die Nächstenliebe, jeden Menschen schmerzlos zu töten, der unheilbar leidet, oder dem unabwendbares Elend droht. In den meisten Fällen würde sogar auch eine nicht ganz schmerzlose Tötung das barmherzigere sein.

Welche tiefe Umwälzung unsrer ganzen Strafgesetzgebung und unsrer Wohlthätigkeitsveranstaltungen hätte es also zur Folge, wenn alle unsre Volksgenossen, die Gesetzgeber voran, überzeugte, erklärte und denkklare Atheisten würden! Und wie einfach wäre dann die soziale Frage, soweit sie Glendsfrage ist, zu lösen! Der Menschenfreund würde dann anarchistische Bahnen beschreiten; nur würde er nicht so einfältig sein, die Reichen umzubringen, die ja glücklich sein können, wenn sie wollen und nicht dumm sind; nicht London-West, sondern London-Ost würde er in die Luft sprengen und damit der Heilsarmee ihr Geheul und den nicht heulenden Philanthropen ihre Sisyphusarbeit ersparen. Soweit die Elenden gebildet und verständig wären, würden sie fremder Beihilfe zu ihrer Erlösung von allem Übel nicht bedürfen; die Zahl der Selbstmorde würde rasch auf das zehnfache, vielleicht hundertfache steigen, und Eduard von Hartmann würde sich überzeugen müssen, daß seinen Gründen

gegen den Selbstmord — um in seiner Sprache zu reden — die Motivationskraft fehlt. Und noch ein andres bleibt zu erwägen. Die Natur, das hebt Schoeler selbst nachdrücklich hervor, lehrt keine Moral; sie vernichtet fühllos und gleichgiltig, oft auf recht grausame Weise, Tier- und Menschenleben und Menschenglück. Wer nur auf sie hinsehe, dem könne man es, bemerkt er einmal, nicht verargen, wenn er sich auf Kosten seiner Nebenmenschen so viel Genuß wie möglich zu verschaffen suche. Wer das feinere und höhere Glück kennen gelernt hat, das aus nützlichem Schaffen und aus der Übung der Nächstenliebe quillt, der wird ja weder des Zügels noch des Antriebs von außen und oben bedürfen. Aber wie viele von je hundert Menschen sind so glücklich, dieses Glück kennen zu lernen? Den meisten versperren es die unglücklichen Verhältnisse, unter denen sie ihre Jugend verbringen. Diesem Übel gegenüber hat sich die Menschheit, auch die nichtchristliche, von jeher damit geholfen, daß sie den Kindern die Pflicht einschärft, so zu handeln, als ob sie Liebe, Gerechtigkeitsgefühl und Schaffensdrang empfänden, auch wenn sie nichts davon empfinden, und in der Ausübung der Pflichten stellen sich dann nicht selten jene edeln Empfindungen ein, die ursprünglich gefehlt hatten. Begründet aber werden die Forderungen der Pflicht durch religiöse Glaubenssätze. Woher sonst will Schoeler die Begründung für seine Forderungen hernehmen? „Der Gedanke an den gemeinsamen Untergang soll uns zu bessern Menschen machen,“ schreibt er Seite 676. Soll? Warum soll er? Wo ist hier ein rechtmäßig Gebietender, der ein: du sollst! aussprechen dürfte? Thatsächlich bewirkt der Gedanke an den nahen Untergang gewöhnlich das Gegenteil; bekanntlich macht eine Panik die meisten Menschen zu Bestien.

Giebt man den Atheismus\*) auf, zu dessen Annahme nichts zwingt, so ist damit der Optimismus — natürlich nicht der einfältige Hurraoptimismus des Fortschrittsphilisters — nicht bloß fürs Leben, sondern auch für die Wissenschaft gerettet. Die vernichtende Kritik Schoelers gilt nur der Annäherung der Naturwissenschaftler, das Welträtsel lösen zu wollen. Macht man sich von vornherein klar, daß dieses gar nicht die Aufgabe der Naturwissenschaften ist, dann darf man sich der Ergebnisse der Forschung, die wahrlich nicht unbedeutend sind, schon freuen. Abgesehen von den Diensten, die die Wissenschaft der Technik leistet, erweitert sie, wie schon bemerkt wurde, unsern Gesichtskreis und füllt sie ihn mit einem stets wachsenden Reichtum neuer Erscheinungen; und wenn sie uns bei jedem Schritt vorwärts deutlicher macht, wie ungeheuer die Menge

\*) Mit Recht geißelt Schoeler die feige Heuchelei der Pantheisten, die entrüstet thun, wenn man sie Atheisten nennt. Nämlich der Pantheisten, die den persönlichen Gott leugnen. Leibnizens System bedeutet die Versöhnung des Pantheismus mit dem Theismus, ja in ihm erscheinen die bewußte Welt-Zentralmonade und die Unzerstörbarkeit, daher auch das bewußte Fortleben der menschlichen Seelenmonade als eine Notwendigkeit; daher ist es zu verwundern, daß Schoeler als Leibnizianer Atheist und Pessimist werden konnte.

dessen ist, was wir noch nicht wissen, so erweist sie uns gerade damit den allergrößten Dienst: sie stellt uns neue Aufgaben und sorgt dafür, daß es dem Menschenleben nie an einem Inhalt fehle. Schoelers Buch ist ein Bekenntnis der Rückkehr vom Hochmutstaumel der Naturforschung zur Weisheit des Thomas a Kempis: *Omnis homo naturaliter scire desiderat; sed scientia sine timore Dei, quid importat? Melius est profecto humilis rusticus, qui Deo servit, quam superbus philosophus, qui se neglecto cursum coeli considerat.* Da aber auch den Philosophen nichts hindert, das wahrhaft Beglückende, wie wir *timor Dei* frei übersetzen wollen, zu erkennen und festzuhalten, so dürfen wir uns der Astronomie und der übrigen Wissenschaften als dankenswerter Zugaben zu dem einen, was not thut, erfreuen.

(Schluß folgt)



## Bücher und Bilder aus Österreich



Unter den Männern, die im Kaiserstaate Österreich das schwer gefährdete Deutschthum schriftstellernd vertreten, ist der Innsbrucker Professor der Mineralogie Adolf Pichler der vielseitigste. Im Kampfe gegen die vormärzliche Reaktion, gegen Ultramontane, Tschechen, Slowaken und die italienische Irredenta hat er das achtzigste Lebensjahr erreicht, sein umfassendes litterarisches Werk spiegelt alle Abschnitte und Schauplätze dieses Kampfes wieder von der Franzosenzeit und den Tagen Hofers an bis auf die heutige Stunde. Er ist aber kein polemischer Publizist und kein bloßer Politiker, sondern ein mit Liebe beobachtender, sammelnder, schaffender und dichtender Geist, der seinen Lesern zu zeigen versteht, was diese besondere nationale und geistige Welt, der er sein Leben gewidmet hat, für sein Vaterland wert ist. Seine Dichtungen haben hauptsächlich für seine engern Landsleute Bedeutung, seine Prosa dagegen verdient in Deutschland besser gekannt zu werden, als sie es zur Zeit thatsächlich ist. Der rührige Verlag von G. H. Meyer in Leipzig hat sie unter verschiedenen Sammeltiteln in fünf hübsch gebunden Bänden neu herausgegeben: *Allerlei Geschichten aus Tirol, Sochrauten, Letzte Alpenrosen, Kreuz und Quer.* Die Vergleichung des Prosaikers Pichler mit Konrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller, der man in den litterarischen Besprechungen begegnet, ist unzutreffend. Meyer ist ein Kunstschriftsteller im wirklichsten Sinne des Worts, ein Renaissance-mensch voll lateinischer Bildung, Pichler ist ein natürlicher Erzähler und Bericht-